

## BEI DEN GÖTTERN MALAYSIAS

David und Vijay hätten nicht unterschiedlicher sein können, aber gerade ihre Zusammenarbeit ermöglichte es mir, den Gott zu finden, nach dem ich suchte.

Beide sind sie um die Dreißig, aber David ist Chinese, Sohn einer christlichen Mutter und eines buddhistischen Vaters, der es in religiösen Dingen seinen Eltern nie zugleich recht machen konnte und daher zum agnostischen Freigeist geworden ist, der Fragen der Spiritualität mit amüsiertes Ironie behandelt und in einem perfekten Englisch, bei dem die Pointen sitzen.

Vijay dagegen ist tamilischer Inder aus einer strenggläubigen hinduistischen Familie, und auch er selbst ist ein gläubiger Mann, der mit den Seinen jedes Jahr am Thaipusam-Fest teilnimmt und die 15 Kilometer lange Prozession aus der Stadt hinaus bis zu den Batu-Höhlen begleitet, bei der die Übergabe der siegbringenden Lanze im Kampf gegen die Dämonen von Parvati an Lord Murugan zelebriert wird. Vijay trägt dabei den ganzen Weg über die Statue Hanumans auf dem Rücken, des Affengottes und treuen Helfers von Rama, dessen Ring er der gefangenen Sita als Erkennungszeichen überbrachte.

Beide, David wie Vijay, arbeiten fürs Goethe-Institut Kuala Lumpur in Malaysia, dem ich diese Reise nach Südostasien, an die sagenumwobene Straße von Malakka verdanke, einen Ort, an den jemals zu gelangen ich mir beim Blick auf den Globus im Traum nicht hätte vorstellen können, und die Suche nach Göttern gehört eigentlich nicht zu ihren Kernaufgaben. Als ich vier Tage zuvor auf dem hypermodernen Airport nahe der Formel 1-Rennstrecke von Sepang, am Ende einer Reise von fast 10.000 Kilometern gelandet war, hatte ich mich gefragt, was außer der äquatorialen tropischen Novemberhitze wohl das ganz andere sein würde, das Erschütternde, das was mich spüren lassen würde, ein Drittel des Erdumfangs umfliegen zu haben, das Fremde?

Es konnte jedenfalls nicht das sein, was wir unter dem Begriff Globalisierung zusammenfassen und was die Megalopolen der Dritten Welt für den internationalen Business-Touristen so zugänglich und sogleich so austauschbar macht: die Wolkenkratzer, die perfekt ausgebauten und beschilderten sechsspurigen Autobahnen, die Shoppingmalls mit ihrem weltumspannenden immergleichen Angebot aus Luxusmarken, Discountmodelabels und Fastfood oder Fastdrink-Ketten. Ebenso wenig das weltweit gesprochene und verstandene Basis-Englisch und noch weniger das globale Accessoire schlechthin: das in 99 von 100 auch malaysischen Händen liegende Smartphone.

Die Lösung war so einfach wie logisch und sprang mir beim ersten Besuch der Altstadt Kuala Lumpurs ins Auge, soweit man von einer Altstadt reden kann an einem Ort, den es vor 150 Jahren noch nicht gab und der vor 30 Jahren nur aus einer weitläufigen Siedlung chinesischer Shophouses und Gartenvillen rund um ein englisches Cricketgreen bestand.

Ich hätte sie schon vor Reiseantritt ahnen können, wenn ich mir den Text eines großen Vorgängers angesehen hätte, Hermann Hesses, der 1911, als Kuala Lumpur noch keine Rolle spielte, 350 Kilometer weiter nördlich in Georgetown auf der Insel Penang an Land gegangen war und im noblen Eastern & Oriental Hotel logiert hatte. Der schrieb nämlich seinerzeit in seinen Reiseaufzeichnungen: „Der ganze Osten atmet Religion, wie der Westen Vernunft und Technik atmet.“ Zwar atmet auch Malaysia als einer der Tiger- oder Pantherstaaten der Region heute Technologie, ja steht ihrem umfassenden Einsatz sogar ungleich positiver gegenüber als wir Deutsche, aber ein weiterer von Hesses damaligen Sätzen scheint mir auch noch nach 100 Jahren seine Gültigkeit zu besitzen: „Ob Religion etwas sei, das überwunden und ersetzt werden könne, mag Frage bleiben. Daß Religion oder deren Ersatz das ist, was uns zutiefst fehlt, das ist mir nie so unerbittlich klar geworden wie unter der Völkern Asiens.“

Mir wurde das am ersten Tag auf einer Fläche von weniger als einem Quadratkilometer rund um den Merdeka-Platz klar, dem Platz der Unabhängigkeit, dem Zentrum des historischen Kuala Lumpur, genau an dem „schlammigen Zusammenfluß“, der der Stadt ihren Namen gab. Dieser Platz stellt eigentlich trotz der 100 Meter hohen Fahnenstange mit dem malaysischen Wappen den Nukleus aller englischen Kolonialherrschaft dar: Ein Verwaltungsgebäude, ein an Big Ben erinnernder Glockenturm, ein Cricketfeld und dahinter ein Clubhaus aus Fachwerk, wo die Ladies an ihrem Tee und die Herren an ihrem Gin & Tonic nippen konnten. Am einen Ende dieses Platzes steht eine anglikanische Kirche im gotischen Tudorstil, ganz in weiß, und ein paar Meter weiter, wo die kanalisierten Flüsse Klang und Gombak einander treffen, Kuala Lumpurs ältestes islamisches Gotteshaus, die vom selben englischen Architekten, der auch die Verwaltungsgebäude schuf, gestaltete Jamek Moschee, ein architektonisches Kleinod aus zierlichen Säulen und Zuckerbäcker-Stuck, gemischt aus maurischen Elementen und dem indischen Moghul-Stil mit Zwiebeltürmen.

Auf der anderen Seite des Platzes dagegen findet sich im Gassengewirr alter, vom Staat früher oder später zum Abbruch bestimmter zweistöckiger Häuser der imposante Eingang zum Sri Mahamariamman-Tempel, dem ältesten hinduistischen der Stadt. Er wird von einem über zwanzig Meter hohen, pyramidenförmigen Turm gebildet, einem Gopuram, der zur Gänze aus bonbonbunten Götterfiguren des hinduistischen Pantheons besteht. Für einen alten Westler, der diese besondere Art von Farbigekeit und Darstellung zuvorderst von bestimmen

Plattencovern der frühen Siebziger kennt, ist die Ästhetik zunächst gewöhnungsbedürftig, aber sobald man seine Schuhe für einen Ringit Aufbewahrungsgebühr neben dem Eingang abgegeben hat und barfuß den in der umgebenden Hitze angenehm kühlen und spiegelglatten Marmorboden des Tempels betritt, umfängt einen sogleich die ernste spirituelle Schönheit dieser das Rad des Lebens und des Todes feiernden, geschichten- und sagengesättigten Religion und man nimmt sich, die Friese und bemalten Kacheln der Göttermetamorphosen abschreitend vor, endlich einmal tiefer in diesen literarisch-religiösen Kosmos einzutauchen. Der Tempel mit dem freistehenden Gebäude des Allerheiligsten im Zentrum, von wo aus die jährliche Prozession zu den Batu-Höhlen am Stadtrand beginnt, ist ein Neubau, von dem Holzhaus der Ursprünge aus den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist nichts übrig, aber die Überlieferung ist alt, und ich stelle mir vor, wir hätten vergleichbares bei uns nur, - allerdings deutlich nordisch-düsterer, - wenn den alten germanischen Göttern noch heute gehuldigt würde und wir Tempel besäßen, an deren Wänden die Helden und Dämonen der Edda, vom Sonnengott bis zum Fenriswolf, als gehauene oder geschnitzte Skulpturen stünden. Obwohl ich nicht weiß, wer hier auf welche Art angebetet wird, und obwohl die betenden, huldigenden und nur besichtigenden Menschen und die spielenden Kinder eine ungleich entspanntere Stimmung schaffen als in unseren christlichen Gotteshäusern, bin ich erfüllt von einem – wenn man so will: religiösen Gefühl. Ich gestehe, ich habe unseren modernen Agnostizismus oder Atheismus nie in erster Linie als den Triumph der Ratio über die selbstverschuldete Unmündigkeit empfunden, sondern immer eher als einen Mangel an Phantasie und Neugierde, eine Verarmung und Leugnung unseres urmenschlichen Bedürfnisses nach Aufblick.

Aber ich war, als ich beim Hinaustreten aus dem Sri Mahamariamman-Tempel widerwillig wieder in meine Schuhe schlüpfte, auf diesem ersten Rundgang durch Malaysias Hauptstadt noch nicht am Ende meiner Begegnungen mit religiöser Vielfalt angekommen. Im Gegenteil, die fremdeste, die verzauberndste, die entscheidende stand noch bevor.

Einen Steinwurf entfernt liegt das Herz der Altstadt, der Central Market. Das Art-Deco-Gebäude aus den dreißiger Jahren, dessen Abriß dank Bürgerprotestes vermieden wurde, ist eine zweistöckige, klimatisierte Markthalle, in der die Stände der Obst- und Gemüsehändler seit langem den Souvenirgeschäften gewichen sind. Obwohl von Touristen wie mir bevölkert und von den Einheimischen außer als Treffpunkt offenbar nicht allzu ernst genommen, bewahrt der Ort seinen Reiz. Direkt dahinter beginnt das wimmelnde, pulsierende, den Handelsgeist, das Feilschen, den Gewinn und das Essen feiernde, das vollkommen diesseitige, gegenwärtige und zugleich uralte Regeln und Gesetze beherzigende und zeitlose Chinatown.

Ausgerechnet dort sollte ich meinem Gott in die Arme laufen. Noch ahnte ich nichts davon. Eigentlich sollten wir einen chinesischen Tempel gezeigt bekommen, in dem einem Gott gehuldigt wird, der fettes Fleisch liebt. Später sah ich ihn noch, vor seinem Schrein lag anstatt von Obst oder Bierdosen tatsächlich roher Schweinespeck.

Stattdessen suchten wir den angeblich ältesten chinesischen Tempel der Stadt auf, den 1864 im Auftrag von Captain Yap Ah Loy errichteten Sin Sze Si Ya-Tempel, unscheinbar im Innenhof eines Karrees zum Abbruch bestimmter Shop Houses verborgen.

Dieser Yap Ah Loy war ein Geschäftsmann aus Südchina, der in der Zinnförderung an dem Ort reich wurde, der später zu Kuala Lumpur werden sollte. Im Bürgerkrieg von 1870 zwischen Malaien und verschiedenen chinesischen Gruppierungen, der die Zinnindustrie zeitweise zum Stillstand brachte, kämpfte und siegte er und war bald der größte Minenbesitzer der Region. Zu Ehren seines Sieges stiftete er den auch See Yeoh genannten Tempel, der seinerzeit noch völlig frei in der Gegend stand.

Ein paar Tage später erklärte mir ein Chinese, dieser als Gründervater der Hauptstadt geltende Yap Ah Loy sei eigentlich ein chinesischer Mafioso gewesen, der mit seiner Bande das Reich habe verlassen müssen und sich daraufhin hier in Malaya einen neuen Wirkungsbereich suchte, weswegen Kuala Lumpur im Grunde auch die Gründung eines Mafioclans sei.

Jedenfalls ließ er diesen Tempel nach der Konsultation eines Mediums errichten und nach den Prinzipien des Feng Shui, daher steht er heute auch leicht diagonal zu den umgebenden Gebäuden. Mit dem Rücken zu den Bergen, mit dem Gesicht zum Meer und, wie es heißt „auf dem Rücken des Drachen“, was idealerweise bedeutet, auf einem Hügel stehend, dessen Gefälle das Haus integrieren soll. Wenn aber, was oft der Fall ist, kein Hügel zur Hand ist, dann wird im Gebäude eine Stufe angelegt, so daß, - wie auch hier – der hintere Rand des Wasserablaufbeckens im Innenhof ein wenig höher liegt als der vordere.

Der Tempel war auf den ersten Blick nichts als ein Farbspiel von Rot und Gold, zu dem dann noch der bläulich in Schwaden und Kringeln aufsteigende Weihrauch in den schräg aus den Dachöffnungen einfallenden Sonnenstrahlen kam, dessen Aromen die ganze hohe, luftige Halle erfüllten.

Als die Augen sich von dieser Überwältigung erholt hatten, nahm ich eine Szenerie wahr, die mich irgendwie an eine Markthalle in einem Provinzbahnhof denken ließ. Unter den wundervollen goldverzierten Schnitzereien und Skulpturen saßen Menschen und aßen, andere rauchten, dritte verpackten Räucherstäbchen, wieder andere lasen die Zeitung. Überall schwere Opferschalen mit Sand gefüllt, darin brennende Räucherstäbchen, an der gekachelten Wand vor der Devotionalien ausgestellt waren, tickte eine Normaluhr, Fotos zeigten die

Gönner des Tempels, Betende verneigten sich vor den Schreinen, es herrschte eine Atmosphäre entspannter Geschäftigkeit, in die sich das Rituelle und Religiöse wie nebenher einfügte.

Ich gestehe, ich habe in meinem ganzen Leben nichts gesehen, was unserer europäischen Vorstellung von einem Ort religiösen Kults so vollkommen widersprach. Es war zutiefst faszinierend. Und es war eine gänzlich andere Erfahrung als die kurz zuvor vor der Jamek-Moschee.

Dort nämlich war uns von einem aufpassenden Burschen der Eintritt verweigert worden, mit der sichtbar unzutreffenden Begründung, es würden Renovierungsarbeiten durchgeführt, und währenddessen sei der Besuch des Geländes gläubigen Moslems vorbehalten. Der junge Mann schämte sich bei dieser Abfuhr keineswegs, und wir akzeptierten sein Verbot achselzuckend: Ich hatte in Damaskus oder Kairo 1000 Jahre ältere Moscheen von innen gesehen, so what. Aber diese nicht wirklich feindselige, jedoch leicht hochmütige Exklusivität der Islamgläubigen sollte sich auf dieser Reise noch einige Male wiederholen, und das veranlaßte mich in einem Land, in dem die älteren und regionstypischeren Religionen so entspannt gastfreundlich auftraten, zu einigen Überlegungen.

Kurz gesagt war mein Eindruck nach dieser ersten Begegnung der, daß sich der Islam an Asien, ähnlich wie das Christentum, die Zähne ausbeißt. Das verlangt nach Erklärung in einem Land, in dem er immerhin die Staatsreligion bildet.

Jeder Malaie ist qua Geburt automatisch Moslem. Hierzulande wird ungeniert von den verschiedenen „Rassen“ gesprochen, die in dem Staat zu Hause sind, aber nach jahrhundertelanger Vermischung wäre es extrem schwer zu sagen, was ein Malaie eigentlich genau ist. Tatsache ist jedoch, daß seit den Rassenunruhen 1969 im Bumiputra-Akt eine staatliche positive Diskriminierung der Malaien stattfindet, zuungunsten der anderen Ethnien, hauptsächlich der Chinesen und Inder, die insgesamt immerhin knapp die Hälfte der Bevölkerung stellen.

Nun ist der Islam in diesen Regionen der Welt nicht wie rund ums Mittelmeer mit Feuer und Schwert an die Macht gekommen, durch kriegerische Eroberungen, sondern hat sich hier über indische Händler friedlich und mit der Überzeugungskraft des Wortes verbreitet. Und verglichen mit der Intoleranz islamischer Gesellschaften des Nahen Ostens, wo die alte jüdische Bevölkerung vertrieben wurde und die fast ebenso alte christliche unterdrückt und verfolgt wird, verglichen mit den grotesken mittelalterlichen Despotenregimen der arabischen Halbinsel, ist Malaysia ein extrem liberaler islamischer Staat, der in seiner leicht repressiven

Toleranz anderen Religionen gegenüber vielleicht noch am ehesten an die Gepflogenheiten von El Andalus im späten Mittelalter erinnert.

Dennoch schafft die staatliche Bevorzugung der Moslems bei der Ausbildung, der Arbeitsauswahl und der Handelsfreiheit böses Blut, umso mehr als sich mit den ethnisch-religiösen Gründen auch soziale und wirtschaftliche vermischen.

Ein englischer Geschäftsmann, der seit 20 Jahren in Kuala Lumpur arbeitet, erklärte mir: „Natürlich werden Handel und Geschäfte hier seit jeher von den Chinesen dominiert. Nun aber muß dank Bumiputra in jedem Board ein Malaie sitzen, ganz egal wie fähig oder unfähig er ist. Das tut weder den Firmen gut, noch den Malaien, denen suggeriert wird, sie könnten auch ohne fachliche Kompetenzen reüssieren. Solange hier das Ölgeld sprudelt, ist alles in Ordnung. Aber wenn es damit vorbei ist, dann ist es auch mit der Ruhe zwischen den ethnischen Gruppen vorüber, die hier zwar dem Augenschein nach friedlich koexistieren, in Wirklichkeit aber völlig isoliert nebeneinander her leben. Vielleicht liegt es ja daran, daß ich Engländer bin, aber das System ist einfach ungerecht. God help me, maybe I'm too english, but this is unjust!“

Ich verstehe Religionen besser, wenn ich mir bewußt mache, wo sie herkommen, und unsere drei Monotheismen stammen aus karger Landschaft, wo nur sehr wenig Milch und Honig fließen und nicht für alle. Der jüngste von ihnen ist gar mitten in der Wüste entstanden, und solche Herkunft prädisponiert zu Askese und einem gewissen Fanatismus des Entweder-Oder, der apodiktischen Unterscheidung in Richtig und Falsch, der ihnen allen dreien eignet.

Vielleicht haben ja gerade diese Eigenschaften auch zum Erfolg des Islam hier am Äquator und im Regenwald geführt, aber ich kann mir nicht helfen, diesem urwüchsigen Lebensquell, diesem diesseitigen, sinnlichen, wundergierigen, vermischten und ausgepichten Asien entspricht eine Volksreligion, wie sie hier im Sin Sze Si Ya-Tempel gelebt wird, eher.

Der Reiseführer bezeichnet ihn zwar als taoistischen, aber in Wirklichkeit mischen sich hier taoistische und konfuzianische Weisheitslehren mit buddhistischen Elementen, mit altem Schutzgötter- und Dämonenwesen. Hier werden Krieger zu Legenden, Legenden zu Göttern, wer seine Schutzfunktion nicht ausübt, kommt aus der Mode und wird ersetzt, jede Region und Stadt hat ihren eigenen Pantheon, die Götter verlangen genauso wie die Lebenden, gut zu essen und zu trinken, und neben einigen der Schreine türmen sich denn auch die Bierdosen. Nein, so devot viele malayische Frauen das Kopftuch tragen und so eifrig der Muezzin zum Gebet ruft, an den Chinesen und Tamilen prallt diese Religion hilflos ab.

An einer Wand des Tempels gleich hinter der hohen, die Dämonen abweisenden Schwelle, entdeckte ich ein aufgeheftetes Papier, das den im Sternzeichen des Schweines Geborenen rät,

in diesem Jahr bei Gott Tai Sui um Wohlstand und Glück zu beten. Das kann nie schaden, denke ich und lasse mich mit Hilfe von David ins Ritual einweisen. Ich bekomme eine ganze Hand voll Räucherstäbchen, die ich in einer gewissen Reihenfolge vor dem Altar Tai Suis verbrennen muß, allerdings auch, der guten Ordnung halber, denke ich mir, vor jedem anderen Götterschrein des dreiflügligen Gebäudes.

Auf meinem Weg von Altar zu Altar, unsicher, wie ich mich verhalten soll, wie tief ich mich wo und wann zu verneigen habe, trifft es mich plötzlich wie ein Schlag: Ich stehe vor dem Schrein des goldenen Gottes Hua Guong Da Di, der, bewehrt mit einer Pyramide, die er in einer Hand trägt, und die aussieht wie ein goldenes Bügeleisen und einem Dreizack, den er vor sich hält wie eine Fahne, unternehmungslustig auf der Kante eines Thrones sitzt, und unter der Figur steht ein Täfelchen mit dieser Aufschrift: Schutzgott der Künstler.

Und wer bräuchte denn mehr Schutz und Hilfe als unsereins in seiner immer prekären Existenz? Gelingt der nächste Satz? Reicht das Geld bis zum Monatsende? Ich brauchte jedenfalls keine Sekunde für den Entschluß, mir um jeden Preis eine Statue von Hua Guong Da Di mit nach Hause zu nehmen. Im Tempel allerdings, der Figuren der madonnenhaften weißen, heiteren Goddess of Mercy in allen Größen verkaufte, gab es keine.

Hier nun kamen David und Vijay ins Spiel. Die Mitarbeiter der Goethe-Institute werden es zwar öfter mit extravaganten oder schrulligen Künstlern zu tun haben, aber die beiden gaben zu, daß es das erste Mal war, daß sie jemanden bei der Suche nach einem Gott helfen sollten. Und das hatte auch für sie, wie sich rasch herausstellte, seinen Reiz.

Zunächst einmal ging es ja nur um die harmlose Aufgabe, einen chinesischen Devotionalienhandel zu finden. David wußte Rat. Es gab zwei in der Jalan Pasar, einem eng bebauten alten Viertel, Sanierungsgebiet, wie David kopfschüttelnd erklärte, ein weiterer Bereich des authentischen, nicht nach weltweiten Mall-Standards vorzeigbaren Kuala Lumpur, dessen unvergleichlicher Obst- und Gemüsemarkt unter freiem Himmel einer klimatisierten Halle weichen soll, deren Gebühren sich natürlich keiner der jetzigen Händler mehr wird leisten können.

Dieser Markt in einer engen, unregelmäßig gepflasterten Gasse, unter tausend bunten Sonnenschirmen, war zunächst eine die europäischen Magennerven auf eine gewisse Probe stellende Duftsinfonie. Stand an Stand, bunt gemischt wurde hier Gemüse und Obst feilgeboten, Mangostin, Drachenfrucht und die berüchtigten Durians, die ihres alles durchdringenden Gestanks wegen an Bord von Flugzeugen, Eisenbahnen und in öffentlichen Gebäuden verboten sind und deren Ernte, wie ich erfuhr, lebensgefährlich ist. Man muß nämlich warten, bis die schweren Früchte, reif geworden, von den hohen Bäumen fallen, und

dabei soll es auch schon zu Todesfällen gekommen sein. Dicht daneben Krabben, Shrimps, Fisch aller Art, Hühner, Hühnerbeine, Hühnerkrallen – die Köpfe auf dem leicht schlammig-blutig-regenfeuchten Boden, Hammelfleisch, das zurechtgehackt wird, Eier, Stände mit frisch gepreßtem Zuckerrohrsafte – gut, deswegen war ich nicht hier! Um vier Uhr morgens, wenn der Markt öffnet, decken sich hier die Köche der Restaurants aus der Jalan Alor ein.

An der schmalen Hauptstraße, die von einer vierspurigen Stadtautobahn überdacht ist, standen die zwei Geschäfte, die David ausgeguckt hatte. Randvoll mit Statuetten, Kerzen, Räucherstäbchen, aber im ersten gab es nur einen schwarzbärtigen und häßlichen Hua Guong, der aussah wie der Kriegsgott Guan Gong, mit dem David meinen Gott der Künstler, von dem er noch nie gehört hatte, zunächst verwechselte, bis wir dann übereinkamen, daß ein blutrünstiger General aus den Zeiten der Han-Dynastie im frühen dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, der dann im populären Glauben der Südchinesen vergöttert worden war, sich schwerlich zugleich noch um die Anliegen der Schriftsteller kümmern konnte.

Im zweiten Geschäft war Hua Guong „out of stock“. Damit war David mit seinem Latein am Ende. Erstaunlicherweise war es Vijay, der Rat wußte und sich hier im Chinesenviertel auskannte. In einer Parallelstraße gebe es noch ein drittes Geschäft.

Auf dem Weg dorthin ging es vorüber an kleinen Reparaturwerkstätten, Motorradhändlern und einem Thai-buddhistischen Tempel, an dessen Wänden in zarten Pastellfarben die Stationen des Lebensweges des hier schönen und schlanken Siddharta dargestellt waren, vergleichbar den Kreuzwegbildern in unseren Kirchen, aber ungleich weniger brutal und gewalttätig, das Leben eines heiteren Weisen illustrierend, vor dessen Aura alle Mordlust zerflossen war.

Dieses dritte Geschäft war wesentlich luxuriöser und aufgeräumter als die beiden ersten, und um die sisalbedeckten Treppenstufen in den Ausstellungsraum im Obergeschoß hinaufzusteigen, mußten wir wieder die Schuhe abstreifen und barfuß gehen.

Inmitten von edel ausgeleuchteten lackierten Möbeln, Schränken, Anrichten, Altären und Teetischen, mannshohen geschnitzten Statuen geht Lizzie schnurstracks zu einem Regal voller Statuetten und zieht einen wunderbar gearbeiteten, vergoldeten Hua Guong Da Di hervor. Lizzie erklärt, dies sei ihr westlicher Name, der Einfachheit halber gegenüber Europäern benutzt. Die junge Frau hat ihren Master of Business Administration in London gemacht und wurde dann vom Familienclan zurückbeordert, um die hiesige Filiale des Handelshauses zu leiten. Das obligatorische Feilschen um den Preis ist schnell zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt. Dann jedoch stellt Lizzie die unerwartete Gretchenfrage.



Sie deutet auf das dritte, vertikale Auge in der Stirn des Gottes und sagt, mich dabei voller Konzentration musternd: „Haben Sie eigentlich vor, ihn erwecken zu lassen, oder möchten Sie ihn nur einfach als Souvenir mitnehmen?“

Die Frage erwischt mich unvorbereitet, aber als Volltreffer. Natürlich, hoffe ich ernsthaft auf Protektion, dann kann ich sie von einer geschnitzten Figurine nicht erwarten. Ich blickte auf das gleichmütige Gesicht des Gottes und hatte plötzlich das Gefühl, in dieser Statue könne noch eine ganz andere verborgen sein, die jetzt nur schlummerte, aber einmal in den Wachzustand gerufen...

„Denn wenn Sie ihn erwecken sollten,“ fuhr Lizzie fort, „dann müssen Sie das auch ernstnehmen. Andernfalls –, Sie lächelte und suchte nach dem richtigen Wort auf Englisch, „andernfalls geht das ganze nach hinten los.“

Auf dem Rückweg scherzten wir darüber, über den Hunger und die Ansprüche der chinesischen Gottheiten, die ganz ähnlich zu funktionieren scheinen wie jene asiatischen Digitalspielzeuge, die man jeden Tag füttern und päppeln muß, damit sie auf dem Bildschirm nicht eingehen wie die Primeln. Dennoch war da ein Untergrund von Ernst und ich verlangte einen Tag Bedenkzeit.

Als rationaler Westler versuchte ich mir aus meiner Verlegenheit zu helfen, indem ich mehr über Hua Guong Da Di herausfand. Aber die Informationen sind rar und widersprüchlich. Die Götter wechselten über die Epochen hin ihren Namen, ihre Rolle, ihre Bedeutung. Hua Guong wurde, scheint es, in der Ming-Zeit ein populärer Gott in Südchina. Ein Tempelwächter und Boddhisatwa, der in den meisten seiner Metamorphosen doch immer bartlos, dreiäugig und bewaffnet mit „the golden brick“, also dem pyramidenförmigen Gegenstand dargestellt wird. Anderen Erzählungen zufolge war er ursprünglich ein Gott des Feuers, das heißt auch ein Bewahrer vor dem Feuer, und vielleicht ist er dadurch der Schutzgott der Opernhäuser geworden und weitergehend der aller Künstler überhaupt.

Am nächsten Tag, so klug als wie zuvor, wenn auch innerlich längst willens, den Gott erwecken zu lassen, zog ich David und Vijay zu Rate. „Let’s talk seriously“, begann ich. „Haltet ihr es für eine Schnapsidee, daß ein Westler diesen Gott nach Europa entführen will? Wie ernst muß man diese Erweckung nehmen? Soll ich oder soll ich nicht?“

Vijay argumentierte aus seinem Glauben heraus. Es gehe darum, auf sein Herz zu hören. Wenn das Herz es ernst meine, wenn der Geist stimme, dann seien die zu beachtenden Regeln der verschiedenen Religionen zweitrangig. Der Gott erkenne in jedem Fall, wie es gemeint sei.

David kramte plötzlich, bar seiner sonstigen Ironie, seine Kenntnisse vom Taoismus hervor, namentlich das Wu Wei, die Kunst, absichtslos zu handeln, die kreative Passivität, die paradox anmutende Gabe, das Notwendige ohne Eifer im rechten Moment zu tun.

Dieses Wu Wei ist, wie der ganze Taoismus, dafür kritisiert worden, einer gewissen Stagnation des chinesischen Erfindungsgeistes und Veränderungswillens gegenüber der fanatischen Neugier und Fortschrittsgläubigkeit der Europäer am Beginn der Neuzeit Vorschub geleistet zu haben, aber David erklärte mir, es gebe zwei Strömungen in einem jeden von uns: die Entwicklung unserer Bedürfnisse und unseres Wollens einerseits und die Kurve des Handelns andererseits. Beide dieser Kurven schneiden sich an einem idealen Zeitpunkt. Wollen ohne zu tun sei nicht ratsam, zu handeln ohne inneren Grund ebensowenig. Nun sei es offensichtlich, daß ich ein Bedürfnis nach dem erweckten Gott verspüre, hier und jetzt sei die Möglichkeit gegeben, dieses Bedürfnis zu realisieren. Er rate zu.

Die Zeremonie der Öffnung des dritten Augen mußte im Tempel von einem Meister durchgeführt werden. So kehrten wir mit der Statue Hua Guong Da Dis in den Sin Sze Si Ya Tempel zurück, und David fragte nach einer zuständigen Person.

Der Meister war ein kleiner grauhaariger Mann unbestimmbaren Alters. Bestimmt jenseits der siebzig, vielleicht auch noch viel älter. Er trug ein kurzärmliges, rot und blau gestreiftes Polohemd, Sandalen an den nackten Füßen und hatte eine halb gerauchte Zigarette in der rechten Hand. Konzentriert und ohne interpretierbare Emotionen lauschte er Davids auf chinesisch vorgebrachten Erklärungen. Dann redete er und David übersetzte.

Es habe mit Hua Guong Da Di seine besondere Bewandtnis, erfuhr ich verblüfft. Bei vielen der Götter hier im Tempel komme es nicht so sehr darauf an. Anders bei Hua Guong. „He is very serious.“ Öffne man sein drittes Auge, dann müsse man bereit sein, ihn auch als hohen Gast in seinem Hause willkommen zu heißen und ihm Ehrfurcht und Respekt erweisen. In seinen materiellen Wünschen allerdings sei er nicht anspruchsvoll. Ein tägliches Glas Wasser, ein wenig Obst. Wichtiger sei in jedem Fall der ihm geschuldete Respekt. Ihn irgendwo in der Ecke abzustellen komme nicht in Frage. Am liebsten sei ihm der Blick nach Osten in die aufgehende Sonne. Und teilnehmen am Leben in dem Haus, das er behüten solle, wolle er auch.

Ich brachte noch die Schwierigkeiten der Rückreise ins Spiel. Ich konnte dem Gott schwerlich bereits im Flugzeug zu essen und zu trinken geben. Das sah der Meister ein, holte eine Tabelle hervor und errechnete den glückverheißenden Tag, an dem ich, wieder in Deutschland angekommen, die Binde vor seinen Augen lösen solle.

Der ideale Zeitpunkt für die Öffnung des dritten Auges sei um halb eins am Mittag. Das ließ uns noch eine Stunde. Die Helfer des Meisters packten die Statue vorsichtig aus und stellten sie in der Zwischenzeit vor den Schrein des Gottes.

Wir brachten nicht viel zustande in dieser Stunde, zu groß war die Aufregung. Wir tranken einen Kaffee im nahegelegenen Central Market und fanden uns pünktlich wieder im Tempel ein. Der Meister kam ohne Eile in diesem typischen schlurfenden Schritt alter Chinesen herbei und ließ sich die Statue auf einen zentralen Altar stellen, der aus Aluminium bestand wie ein Operationstisch. Voller Konzentration musterte er den Gott und bemerkte beifällig, wie schön er gearbeitet sei. Wir standen im Halbkreis schweigend und aufmerksam um ihn herum. Der Meister entzündete zunächst mehrere Räucherstäbchen und steckte sie, sich verneigend und psalmodierend, in die Opferschalen vor Hua Guong und mehreren anderen Göttern.

Ein zerflettetes Heftchen vor sich, in dem offenbar das Ritual aufgeschrieben war, stellte er sich dann an den Altar, ein wenig gebückt, um auf Augenhöhe mit dem Gott zu sein. Man reichte ihm eine vergoldete Schale, in der sich eine Art roter Siegelack befand, und einen Stift. Die leise raschelnde und duftende Provinzbahnhofs-Geschäftigkeit des Tempels ging währenddessen um uns herum nahtlos weiter.

Der Meister tupfte die Spitze des Stiftes vorsichtig in die rote Farbe, hielt mit der Linken sein rechtes Handgelenk stabil, um nicht zu zittern, und berührte nach einer festgelegten Ordnung, leise die Formeln aus dem Heftchen mitsprechend, nacheinander alle möglichen Punkte der Statue und ihres Sockels, angefangen natürlich bei dem dritten, vertikalen Stirnauge.

Veränderte Hua Guong währenddessen seinen Gesichtsausdruck? Kam Leben in die goldschimmernden gleichmütigen Züge? Öffneten sich die beiden Augen nicht ein wenig? Nein, natürlich nicht! Oder doch? Jedenfalls ließ das ruhige, konzentrierte Ritual des Meisters keinen Zweifel daran, daß hier etwas Ernstzunehmendes, etwas Besonderes und Außergewöhnliches geschah.

Als alles vorüber war, schlugen die Helfer eine der rotgoldenen Papierservietten, in denen die Räucherstäbchen verpackt werden, um das Gesicht des Gottes, und ich wurde zum Bezahlen der Erweckung in eine Ecke des Tempels zu einer alten Frau geschickt, die sich beim Essen unterbrach, um meine Geldscheine in Empfang zu nehmen. Sie kontrollierte die Summe, stand auf, durchquerte den Raum und überreichte das Geld am anderen Ende einem Mann, der es wiederum an einen weiteren übergab, der es in eine Kasse legte.

Das sorgfältig verpackte Päckchen wurde mir überreicht, und wir verließen, die hohe dämonenabweisende Schwelle unter dem großen vergoldten Schnitzwerk des Tempelfrieses die heiligen Hallen.

Und nun, eine Woche später, ist es gleich soweit. Zur vereinbarten Uhrzeit mit den vielen Achten werde ich die Binde vor Hua Guongs Gesicht lösen. Die Kerzen und Räucherstäbchen brennen, und wenn er seine drei Augen öffnet, wird er aus dem Fenster hinausblicken in den beginnenden Morgen. Sein Blick wird direkt über zehntausend Kilometer und drei Kontinente an den Ort gehen, von dem er kommt, und wo der Tag schon sieben Stunden älter ist. Er wird auf einen Adventskranz fallen, einen Tannenbaum vor dem Haus und auf einen Schokoladennikolaus. Ich hoffe, er, der kein Entweder-Oder kennt, wird die fremde Kultur mit tolerantem Blick um sich herum akzeptieren. Möge sein drittes Auge wohlwollend auf seinem neuen Heim ruhen.